

spruch. Die Identität scheint nicht etwas Gleichbleibendes, Individuelles zu sein, sie ist, wie der Autor anhand einiger amüsanten Beispiele zeigt, ein «soziales Phänomen bzw. «soziogen»» (S. 41). Ausgehend von der Familie, deren Identität ebenso keine automatisch vorgegebene ist – wie ein Blick in die verschiedensten Gesellschaften und deren Verwandtschaftsstrukturen lehrt –, erhalten Menschen mit jeder sozialen Gruppe, in die sie mit zunehmendem Alter hineinwachsen oder der sie sich anschliessen, neue Identitäten – ein «Wir-Bewusstsein» entsteht, das sich in Zugehörigkeitsmerkmalen wie Sprache, Kleidung und Grundsätzen jeglicher Art ausdrückt. Die Schlussfolgerung, die daraus gezogen werden muss, ist, dass Notwendigkeit und Nutzen der Identität also in der Zugehörigkeit zu einer Gruppe und gleichzeitig im Erwerb eines «als Einzelindividuum sonst nicht erreichbaren Maßes an Rückhalt», Akzeptanz und Sicherheit liegen (S. 46). Diese Vorteile werden markiert, etwa durch Aufnahmekriterien oder Eintrittsrituale (Initiationen). Die neue Identität unterliegt somit einer Kennzeichnung, sie konstituiert sich durch die Abgrenzung zu anderen, fremden und oft beängstigenden Identitäten, die miteinander häufig konkurrieren. Gefahren bedingen eine höhere Bereitschaft, sich umfassenden Identitäten anzuschliessen, die Geborgenheit und Schutz bieten. Demgegenüber steigt jedoch auch der Aufwand überproportional an, fehlende soziale Nähe mit Identitäten zu füllen, wie Ulf anhand des ausführlich diskutierten Beispiels Hawaii zeigt. Für eine Neuorientierung innerhalb der eigenen Gesellschaft kann auch eine Identität zugunsten einer anderen aufgegeben werden, Beispiele dafür finden sich etwa in «politischen Kreisen», am Beispiel des Klansystems auf Papua-Neuguinea gut nachzuvollziehen. Das Verhältnis der Identität von Individuen zu den jeweils umfassenderen Identitäten ist ein ungleiches – sich einer grösseren Identität anzuschliessen, «bedeutet die Reduktion der Eigenidentität» (S. 51). Diese Spannung wird virulent, wenn Vorteile der grösseren Identität nicht mehr als solche empfunden werden und die Eigenidentität als eine Art Gegenidentität auftreten muss – eine Reak-

tion, der durch identitätsstiftende Rituale und zusammenhaltende Verhaltensmuster von seiten grösserer Einheiten entgegengesteuert wird. Ulf führt eine bewusst gesteuerte, identifikationsstiftende Mythenbildung am Beispiel des Adoptivsohnes Julius Cäsars, Gaius Octavius – Augustus vor.

Um «das kollektive Gedächtnis als ein österreichisches Rituell zu stabilisieren bzw. zu erneuern» (S. 57), bedient sich das demokratische Österreich mit einer erst in der zweiten Republik neudefinierten Identität einer 1000-jährigen staatlichen Existenz nicht einer Rückbesinnung auf eventuell als verfänglich empfundene Identitäten – auf die Babenberger-, Habsburger-Ära oder gar zeitgeschichtlich noch näher liegenden Ereignisse (Austrofaschismus), sondern stellt die eher unverfängliche Ostarrichi-Urkunde in den Mittelpunkt. Josef Riedmann verweist in diesem Zusammenhang in seinem Beitrag «Der «Taufschein» Österreichs. Die Ostarrichi-Urkunde vom 1. November 996» (S. 19–38) mittels kritischer Quellenanalyse anhand der originalen Urkunde (Diplomatik) und ihrer Einordnung in den historischen Kontext, darauf, dass eine übersteigerte Rückprojektion von Eigenständigkeit und Unabhängigkeit Österreichs in ferne Perioden des Mittelalters den historischen Sachverhalt verfälscht, da «derartige Verhältnisse als anachronistisch zu bezeichnen sind» (S. 36).

Auch Brigitte Mazohl-Wallnig kommt zu einem ähnlichen Schluss, wie bereits für Ulf in bezug auf eine österreichische Identität und für Josef Riedmann bezüglich des historischen Kontextes zur Ostarrichi-Urkunde zitiert wurde. ««Österreichische Geschichte» ist als Begriff ein Anachronismus, auch wenn 1996 landesweit seine tausendjährige Existenz zelebriert wurde. «Österreichische Geschichte» hat als wissenschaftliche Disziplin die gezielte «nationale» Staatsbildung und deren historische Legitimierung durch entsprechende wissenschaftliche Einrichtungen zur Voraussetzung gehabt. Erst durch sie wurde der Begriff «Österreich» und «österreichisch» bedenkenlos auf frühere Jahrhunderte übertragen – und gleichzeitig das Fach geschaffen, das heute gezwungen ist, über seinen Gegenstand nachzudenken» (S. 17 f.).